

Ein neues Kreidolfbuch

Autor(en): **J.O.K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 49

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ich will Eurem Willen willfahren. Zu Lieb tun, etwas zu Lieb tun, soll Euch ein anderer, ich darf's nicht. Aber Ihr meint, es stecke alles in einem Paar Hofen. Lari Fari!“

Er schaute die Jungfrau aufmunternd und verschmüht an und Christe ward es unter diesem Sonnenblick so leicht und selig zu Mute, ja noch leichter als nach der Losprechung im Beichtstuhl, und wenn es nicht in der Stube des Helfers Gut gewesen wäre, wo die heiligen Bücher zu Haufen übereinanderlagen und der heilige Moïsius mit der Lilie in der Hand, der heilige Augustin, den Totenschädel betrachtend, es gehört hätten, es wäre ihr drum gewesen, zu fragen: „Ihr, Hochwürden, wüßt sicher jemand für mich?“

Aber sie fragte schüchtern: „Wann ist die Beerdigung?“

„Am Freitag“, gab der Helfer zur Antwort. „Es ist an diesem Tage freilich noch die Jahresgedächtnis für die junge Frau des Peter Feierabend. Von sechs kleinen Kindern hinweg ist sie ihm vor Jahresfrist gestorben. Wenn eine Frau von sechs kleinen Kindern und einem jungen starken Mann hinweg muß, das ist ein Tod. Eine zweiundsiebzigjährige kranke Frau kann heimgehen, ein reifer Apfel fällt vom Stamm und übers Jahr bricht am gleichen Zweig eine neue Blüte auf und die Bienlein kommen, darin zu schmausen. Mensch und Pflanze miteinander verglichen, wir gehen alle den gleichen Weg und sind bestimmt, Früchte zu tragen und zu reifen.“

„Ihr versteht einen zu trösten, Herr. Es rinnt wie Balsam über das verwundete Herz“, dankte Christe. Es hatte schon zweimal an der Türe geklopft, das zweite Mal laut begehrend. „Es verlangt schon wieder jemand nach Euch“, entschuldigte sie ihren Aufbruch.

„Ein Ratsherr steht draußen“, beschwichtigte der Helfer, denn es nahte kein Schatten seinem Hause, ohne daß er ihn von seinem Fenstersitz aus gesehen und sein Begehren schon erraten hatte. „Kann warten wie ein anderer. Für diese Gattung Menschen hat der Herrgott den Tag nicht köstlicher gemacht als wie für mich und Euch. — Ein Schwieglein zwischen Sonnenauf- und Niedergang, doch lang genug zu guter Tat und viel zu lang für Falsch und Arg und bösen Trug. Auch lang genug, um eines Tages das Schnaufen zu vergessen“, sagte der Herr vor sich hin, während die Jungfrau hinaus und der Ratsherr hereintrat. Er eilte nicht, nach seinem Begehren zu fragen. Der junge Mann hielt einen Zigarrenstumpfen im Munde, der Helfer aber haßte das Rauchen wie die Hölle. Er vervollständigte mit seiner edigen, stacheligen Schrift, die auf dem Papier einem Dornbusch glich, die Eintragung im Totenbuch und sprach sich dabei jedes Wort mit seiner rauhen, grimmigen Stimme laut vor. „Gestorben am zwanzigsten Tag Maien, die hundertvierzigste Leich unserer Pfarrei, trifft auf jeden Tag exakt eine. Liegen sie alle nebeneinander auf dem Friedhof, die Hochmütigen und Stolzen, wie die Kleinen und Gescholtenen. Amen! Ja, auch die Hochmütigen — — —“

Endlich schaute er auf und rief: „Seppe, Seppe!“

Die Magd schlurfte herein.

„Tu's Fenster auf“, befahl der Herr. „Er wirft sie dann heraus!“

(Schluß folgt.)

Ein neues Kreidolfbuch.

Alljährlich, wenn's gegen Weihnachten geht, fragt die große Kreidolfgemeinde nach dem neuen Buche des Meisters. Und wenn dem Wunsche entsprochen werden kann, dann freut dies viele Eltern, manchen Götteri und manche Gotte, denn nun wissen sie, was sie auf den Weihnachtstisch legen können. Insgeheim freuen sie sich mit, denn ein „neuer Kreidolf“ ist ihnen selbst ein Erlebnis. Der große erzieherische und künstlerische Wert der Kreidolfbilderbücher ist ihnen wohl bekannt. Ein Menschenleben mit den Werken dieses großen Gestalters wird entschieden nach der guten Seite beeinflusst.

Ein schmales Bändchen nur ist dieses Jahr dem Zauberquell des unerforschlichen Bildners entsprungen. Aber als wir es aus der Hand legten, da kam es uns gewichtiger vor als mancher dickleibige Wälzer. Und wenn die Worte dieses Buches nicht einmal von Kreidolf selbst erdacht sind, so macht dies gar nichts aus. Sie atmen dessen Geist, wie wenn er sie selbst geschrieben. Dieses schöne Lob dürfen wir der Verfasserin der „Himmelreichwiese“ reslos spenden. Zwölf Märchen aus Wiese und Wald hat sie zu einem prächtigen Strauß gebunden und Kreidolf zu ebensovielen Bildern angeregt. Nicht selten wird der Meister angegangen, ein Buch mit Bildern zu schmücken. Nur in wenigen Ausnahmen kann er zusagen, nur dann nämlich, wenn das Wort selbst seinen Geist atmet. Wir kennen die Wienerin Hilde Bergmann, die Verfasserin der „Himmelreichwiese“ nicht, aber wir glauben zu wissen, daß ihre Blumenmärchen in Ernst Kreidolfs Zaubergarten entsprungen sind. Wie der Meister selbst kennt sie die Blumen und Pflänzlein auf Gottes Wiesen und Auen. Ihren Ursprung zu deuten, sich in ihre Blumenfeelen zu versenken, das ist ihr gelungen, wie nur ganz wenigen. Ihre schlichte, farbenfrohe und fluge Sprache liebt sich wie das Werk eines Dichters. Man glaubt ihren Märchen und sie ranken sich wie ein Sinnbild um die Auserkorenen ihres Geistes. Sie nur andeutungsweise wiederzugeben, das können wir nicht verantworten. Lest sie selber, lest sie euren Kindern vor! Und vertieft euch gemeinsam in die Kreidolfschen Bilder! Der Preis glücklicher, unvergeßlicher Stunden ist euch sicher.

Was wir von der Verfasserin der Blumenmärchen sagten, gilt noch viel mehr für den Maler und Zeichner Ernst Kreidolf: er kennt die Blumen und Schmetterlinge, er weiß auch ihre Seele zu deuten. So groß seine Erfindungsgabe ist, so überbietet sie doch nie. Sie ist verwurzelt im großen Geschehen der Natur, der größten Lehrmeisterin Kreidolfscher Kunst. Von Jugend auf ein sicherer Zeichner, beherrscht er die Form, wie wenn es für ihn keine Schwierigkeiten gäbe. Und doch ist sein Können weit entfernt von leerer Virtuosität. Sein Können ist Kunst im besten Sinne des Wortes. Und gar die Farbe! Sie steigert die Form und vollendet sie zur Einheit. Weit entfernt, bloße Illustrationen zu sein, atmet jede Bilderbeigabe zu der „Himmelreichwiese“ ihr eigenes Leben. Als Ganzes verbinden sich Wort und Bild zu seltener Geschlossenheit. Die buchtechnische Ausstattung ist vorbildlich, wie wir dies vom Rotapfelverlag (Erlenbach bei Zürich) nicht anders gewöhnt sind. Sie hilft dem neuen Kreidolfbuch zum verdienten Erfolg.

J. O. K.

Ritter Eisenhut und die wilde Akelei.

Ein Märchen von Hilde Bergmann.*)

Wo die Himmelreichwiese nach dem Berge hin steil ansteigt, wächst zwischen Felsblöcken, die von der Höhe herabgefellert sind, eine düstere, ernste Blume. Schwarzblau ist

*) Aus dem oben besprochenen neuen Kreidolfbuch „Die Himmelreichwiese“. Zwölf farbige Bilder zu Märchen aus Wiese und Wald von Hilde Bergmann. Gebunden Fr. 4.80. Rotapfel-Verlag Erlenbach-Zürich.

ihre Farbe wie dunkel angelaufener Stahl, jede Blüte ist ein Helm, wie ihn vorzeiten die Ritter trugen, und ihr Name heißt: Der schwarze Eisenhut.

Nicht weit vom Eisenhut aber sieht man eine andere Blume von ganz anderer Art im Winde tanzen: rötlich ist ihr ausgezacktes Kleid, Heiterkeit und Uebermut spricht aus jeder ihrer Bewegungen und könnte sie es und wäre sie nicht im Boden festgewurzelt, sie bliebe nicht an ihrem Platz, sondern flöge mit dem mutwilligen Sommerwind über alle Hügel. Man nennt sie die wilde Akelei und mich dünkt, der ernste Eisenhut sähe immer nach der Richtung hin, in der die Akelei ihr Köcklein flattern läßt, wenn der Lufthauch sie streift. Dies ist aber die Geschichte vom Ritter Eisenhut und der wilden Akelei:

Vorzeiten, als noch feste Schlösser auf den Höhen thronen und in den Schlössern die Ritter hausten, die in schweren, eisernen Rüstungen zum Kampfe und zum Turniere zogen, lebte im Lande der Ritter Eisenhut. Schwarz war sein Helm und sein Harnisch, schwarz waren seine Augen und Haare, und kam er auf seinem schwarzen Köcklein einhergetrabt, so sagten die Bauersleute wohl: „Der schwarze Ritter kommt!“ Er war nicht schlimm von Gemüt, aber schweigsam und in sich gefehrt und kam er in fröhliche Gesellschaft, so legte sich den andern sein Ernst und seine Traurigkeit drückend aufs Gemüt und sie waren froh, wenn der düstere Gast wieder weiter zog.

Auf dem Nachbarnschlosse wohnte der fröhliche Ritter Uz mit seinen sieben munteren Töchtern und die jüngste und ausgelassenste von ihnen, die blondeste und übermütigste war die wilde Akelei. „Hat mir schon der Himmel keinen Sohn beschert“, pflegte Ritter Uz zu sagen, wenn sein Töchterlein wieder einen seiner Streiche vollführt hatte, „so hat wenigstens dieser Wildfang den Teufel im Leibe.“

Akelei ritt wie ein Junge auf den wildesten Pferden, schoß wie ein Kriegsknecht mit Pfeil und Bogen, tollte durch Wiesen und Wälder und kletterte wie ein Eichhörnchen auf die höchsten Bäume.

Kam der schwarze Ritter nach dem benachbarten Schlosse, dann hing sein Auge gebannt an dem übermütigen Mädchen, das den ganzen Tag lachte, tollte und tanzte. Doch Akelei machte sich nur lustig über den in sich gefehrten Freier und lief, wo sie konnte, davon. Da geschah es, daß ein Kreuzzug ausgeschrieben wurde und daß Grafen und Ritter ins Heilige Land zogen, um es von den Sarazenen zu befreien. Auch Ritter Uz und Ritter Eisenhut nahmen das Kreuz und machten sich auf, ins Morgenland zu fahren. Da gab's im Schlosse rotgeweinte Augen, denn der Weg war weit und beschwerlich und niemand wußte, ob die Ritter je in die Heimat zurückkehren würden. Unten im Schloßhofe aber tollte die wilde Akelei mit Hunden und Pferden, half die Kasse der Ausziehenden aufzäumen und die Rüstungen richten und rief: „Ich wollte, ich wäre ein Mann, dann blieh' ich auch nicht daheim, sondern ritte mit ins Heilige Land.“

Sekt kamen der Vater und der schwarze Ritter die Treppe herab, von den weinenden Frauen geleitet, stiegen zu Pferde und nahmen von den Zurückbleibenden Abschied. Der schwarze Ritter faßte des Wildlings Hand und sagte: „Schön-Akelei, ich ziehe nun fort um des Heilands willen, der im Gelobten Lande litt und starb. Weiß Gott, ob ich je die Heimat wieder sehe. Doch laßt mich wissen, ob ihr mein werden wollt, so ich gesunden Leibes aus Wüstenbrand und Sarazenenkämpfen wiederkehr!“

Da lachte die wilde Akelei, schüttelte die blonden Locken, daß sie im Winde flogen, und sagte: „Nie werde ich eure Schloßfrau, mein trauriger Rittersmann, dies mögt ihr euch für alle Zeiten merken.“

Die Jahre gingen hin, keine Kunde von den Kreuzfahrern kam. Die Frauen saßen in ihren Gemächern an Spinnroden und Webstühlen und warteten, ob nicht ein

Reitender käme und Botschaft von den Kreuzfahrern brächte. Allein nur Wolken kamen gezogen und flatterten über dem Schlosse hin und die Jahreszeiten kamen des Wegs und hüllten das Land in das Freudenkleid des Frühlings, in



Ernst Kreidolf. Ritter Eisenhut und die wilde Akelei (stark verkleinert).

das blumige Gewand des Sommers, in das farbige Bunt des Herbstes und in des Winters stilles, weißes Schneelaken. Die Zugvögel wanderten fort und kamen wieder, aber kein Bote brachte Nachricht aus dem Heiligen Land.

Akelei war nicht im Frauengemach und bei Webstuhl und Spinnrad zu halten. Wie immer lief sie in Wald und Wiese umher, schaukelte auf den Nesten der Bäume und sprang mit dem Bäcklein um die Wette durch blumige Wiesen. Eines Tages lag sie wieder im Grase, die Hände unter dem Kopfe verschränkt, und sah dem Habicht zu, der oberhalb der Wiese in der Bläue seine ruhigen, langsamen Kreise zog. Neben ihr plauderte und sang das Brunnlein und erzählte ihr wunderliche Geschichten. Sommer war es im Land und alle Geschöpfe freuten sich seiner.

Da hörte man Hufschlag in der stillen Luft, in der sonst nur der Gesang der Grillen zu vernehmen war, und auf dem weißen, gewundenen Strahllein erschien ein wegemüdes Pferd, geführt von einem ebenso erschöpften, staubbedeckten Reitersmann. Als das Köcklein den Brunnen riefeln hörte, trabte es rascher den Abhang herab; auch der Reitersmann kam näher, es war ein Ritter, das sah man an Helm und Rüstung, das Visier war aufgeschlagen und, o Himmel, es war der schwarze Ritter.

Akelei hatte sich vor Verwunderung im Grase aufgesetzt und starrte ihn mit offenem Munde an und auch der Ritter hatte das Mädchen gesehen, das ihm mit aufgerissenen Augen entgegensah, als erblickte es ein Gespenst. In die gefurchten, braunen Wangen des Ritters stieg eine helle Röte: „Das ist mir ein Zeichen von Gott“, sagte er tiefbewegt, „daß ihr, Schön-Akelei, die erste seid, die mir in der lieben Heimat begegnet. Wisset, all mein Gedenken weilte bei euch die langen, harten Jahre hindurch, ob wir übers blaue Meer fahren oder durch gelbe Sandwüsten zogen. Nun sehe ich euch endlich wieder.“ Aber Akelei antwortete nicht, sondern wandte sich ab und schüttelte ihre wilden, ungebärdigen Locken.

Da begann der schwarze Ritter noch einmal und sagte mit bittender Stimme: „Seht dies Ringlein einmal an, Akelei! Gölde ist es mit einem Karfunkelstein inmitten; ein Sarazenenweib gab es mir für das Liebste, was ich daheim besäße. Einen geheimen Zauber sprach sie darüber und drei Wünsche kann tun, wer das Ringlein dreht. Euch schen' ich es als Angebinde.“

„So wünsch' ich, daß ihr mich fürder in Ruh' laßt“, sagte Akelei schnippisch und ließ ihr Haar im Winde flattern.

Dunkel stieg dem Ritter das Blut zu Kopf, als er sich so verhöhnt sah. „Und ich wünsche, daß du hier stehst und den Kopf schüttelst für ewige Zeiten“, rief er in Zorn und Schmerz und drehte den Ring. Da ward es der wilden Akelei seltsam zumute. Schwer hingen ihre Glieder herab, die Hände und Füße versagten den Dienst; aus den Füßen kamen Wurzeln und senkten sich tief in den braunen Erdboden. Der Körper wurde zu einem grünen Schaft, aus dem statt der Hände und Finger Zweige und Blätter wuchsen. Der Kopf mit dem Lockenhaar wurde zur schönen, großen Blüte, die im Windhauch schaukelte. Im Wieseboden stand die wilde Akelei. Der schwarze Ritter kniete vor der zierlichen Blume nieder, küßte ihre Blätter und sprach, indem er das Ringlein wieder drehte: „Mir wünsche ich, daß ich hier stehen und dich ansehen kann, du Liebliche, bis an den jüngsten Tag!“

Da wurden auch seine Füße zu Wurzeln und klammerten sich im Erdboden fest; sein Leib ward ein grüner Stiel mit Zweigen und zackigen Blättern. Der schwarze Helm seiner Rüstung wurde zur schwarzblauen Blüte und wölbte sich wie ein kleiner Helm über der dunklen Blume. So steht der Ritter Eisenhut auf der Wiese, düster und schweigend wie im Leben, und schaut still und sehnsüchtig hinüber zur wilden Akelei, die ihr Blumenköpfchen schüttelt und ihr röthliches Köcklein tanzen läßt; und so werden sie stehen bleiben bis zum jüngsten Tag.

Volksbräuche im Dezember.

Der dem Andreastag folgende Sonntag ist der erste Advent, das Fest der Ankunft des Herrn. Mit ihm beginnt das Kirchenjahr, sowie die Zeit der Vorbereitung auf das Weihnachtsfest. Gregor der Große setzte die Adventsdauer auf vier Wochen fest, der heilige Hieronymus zählte fünf, der heilige Ambrosius sogar sechs Sonntage. Außerdem wurde zu dieser Zeit an jedem Montag, Mittwoch und Freitag gefastet. Diese Vorschrift ist auf Papst Urban VI. zurückzuführen. In katholischen Ländern werden in der Adventszeit Frühmessen zu Ehren der heiligen Jungfrau gefeiert. Alt und Jung läßt sich weder durch Schnee und Eis, noch durch Regen und Wind abschrecken, lange vor Tagesgrauen mit Laternen und Fadeln ausgerüstet zur Kirche zu wandern. In protestantischen Ländern ist es üblich, daß unbemittelte Kinder vom 1. Advent bis zum Dreikönigstag auf der Straße geistliche Lieder singen und dabei mit Ruten an die Türen klopfen oder Hülsenfrüchte an die Fenster werfen. Darum werden diese Nächte die Klüpfelnächte genannt. Der Aberglaube der Klüpfelnächte läßt auf ein hohes Alter schließen. Wenn in Württemberg um diese Zeit die Mädchen erfahren wollen, wer von ihnen zuerst heiratet, so stellen sie sich in einen Kreis auf und führen einen Gänserich mit verbundenen Augen in ihre Mitte. Der Gänserich läuft zu demjenigen, die dann zuerst einen Mann bekommt. Am 6. Dezember tritt der Heilige Nikolaus auf. Am Abend des 5. Dezember soll angeblich St. Nikolaus seine Geschenke einkaufen, um sie in der folgenden Nacht zu verteilen. In vielen Orten geht St. Nikolaus um und läßt sich berichten, wie sich die Kinder betrogen, er lobt sie, mahnt sie, und muß sie gelegentlich auch bestrafen. Die Kinder pflegen vor dem Schlafengehen ihre besonders gründlich geputzten Schuhe in Erwartung eines Geschenkes in die Stube der Eltern zu stellen, damit St. Nikolaus ihrer gedenken kann.

Am Vorabend des Festes der heiligen Lucia am 12. Dezember geht noch jetzt die Lucia im Böhmer Wald um, die die Kinder zum Beten ermahnt, an folgsame Kinder

Obst und Geschenke verteilt und ungehorsamen Kindern droht. Auch in Tirol kennt man die Lucia. In der Meraner Gegend schneidet man an diesem Tag Kirchsweige ab, um sie hinterm Ofen in Wasser zu stellen, damit sie am Christtag blühen. Ist die Mitternacht vorüber, so gehen die Mädchen zu einem Bach und schneiden mit einem Messer in die Rinde der Weidenbäume Lucienkreuze. Dann eilen sie so schnell wie möglich heim, denn spätestens um 1 Uhr morgens müssen die Mädchen zu Hause sein. Die Burschen pflegen sich nach 11 Uhr auf den Heuboden zu legen und um Mitternacht den Lucienschein abzuwarten. Schläft ein Bursche währenddem ein, so bestraft ihn die heilige Lucia mit Krankheit oder anderem Unglück.

In der Thomasnacht, am 21. Dezember, fährt in einigen Orten Böhmens der heilige Thomas auf einem freudigen Wagen herum. Auf dem Kirchhof sollen die Toten, die Thomas heißen, auf ihren Patron warten und ihn zum Kreuz begleiten. Dort kniet der Heilige nieder, erteilt seinen Namensbrüdern den Segen, verschwindet wieder unter dem Kreuz, und jeder Thomas kehrt in sein Grab zurück.

Auch giebt man am Thomasabend Blei, und die jungen Mädchen suchen auf verschiedenen Wegen den Namen und die Gestalt ihres zukünftigen Gatten zu erfahren. Zum Beispiel schreiben die Mädchen Buchstaben auf einzelne Zettel, legen sie unter das Kopfkissen, ziehen in der Nacht einen hervor und erfahren so den Namen des Bräutigams. Sehr verbreitet ist am Thomastage die Sitte des Schuhwerfens. Man setzt sich auf den Boden eines Zimmers nieder und wirft die Schuhe oder Pantoffeln rückwärts über sich. Sind die Schuhspitzen dann nach der Tür gerichtet, so wird man aus dem Hause kommen, während man im Hause bleibt, wenn die Schuhspitzen von der Tür abgewendet sind. In Westfalen herrscht die Sitte, in der Thomasnacht tüchtig zu essen und zu trinken. Noch sonderbarer ist eine in Niederösterreich verbreitete Ansicht, daß nämlich Langschläfer ihren Mangel in der Thomasnacht begraben können, wenn sie vor dem Schlafengehen bitten:

„Heiliger St. Veit,
Weck' mich auch zur rechten Zeit,
Daß ich mich nicht verchlapse
Und zur rechten Zeit erwache.“

In Holland begrüßt man am Thomastag denjenigen, der am längsten im Bett lag, mit dem Spottnamen „Faulpelz“. Es ist kein Zufall, daß die Kirche dem 21. Dezember, also dem kürzesten Tag des Jahres, zum Fest des Apostels Thomas erwählte, weil er dem Heiland am nächsten stand und am längsten an seiner Mission zweifelte. In Deutsch-Böhmen wird um diese Zeit ein Schwein geschlachtet. In vielen Gegenden werden um diese Zeit Weihnachtsspiele von Ortsangehörigen aufgeführt.

Im Elsaß geht schon vor Weihnachten das Christkind um, und kündigt seine Ankunft durch eine Glocke an. Dargestellt wird es durch eine Frau im weißen Gewand mit blonden Haaren. Ihr Gesicht ist mit Mehl geschminkt, auf dem Kopf trägt sie eine Krone aus Goldpapier und in den Händen hält sie brennende Kerzen. Dazu läutet sie mit einer silbernen Glocke. Wenn die Freude der Kinder am größten ist, hört man auf einmal Rettengerassel, und in ein Bärenfell gehüllt tritt der furchterregende Begleiter des Christkindes mit einem großen Bart und einer Hute herein. Mit finsterner Stimme fragt er, wer nicht artig war. Ungezogene Kinder versuchen, sich weinend zu verstecken, aber das Christkind bittet für sie und mahnt zur Besserung. Durch die Geschenke des Christkindes vergessen sie bald die Drohungen des Begleiters. Der Name dieser Schreckensgestalt, Hans Trapp, soll von Hans von Tratten, einem Hofmarschall Friedrichs des Siegreichen stammen, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts das arme Volk über alle Maßen quälte. Noch lange Zeit nach seinem Tode drohten